

Angst zum Beispiel. Damit fängt es an.
Die Angst kommt beim Autofahren.
Die Angst kommt mit den Kindern.
Die Angst kommt von der Krankheit.
Die Angst kommt von der Diagnose.
Die Angst kommt von meinem Cousin.
Die Angst kommt von meinem Stiefvater.
Die Angst kommt von meinem Vater.
Die Angst kommt von meiner Mutter.
Die Angst kommt von meiner Geburt.
Die Angst kommt von allein.

Das denke ich nicht mal, das ist so. Diese Liste, die ich abspulen kann, heißt Angst. Die Angst kommt von ganz allein. Eigentlich müsste es heißen, sie kommt allein, denn wenn sie auftritt, beherrscht sie die Szenerie. Sie steckt schon in der Erwartung. Wir sehen das Unglück kommen und fürchten uns davor, aber ist es erst einmal da, werden wir wieder handlungsfähig. Demnach ist Angst immer schon vorher da, aber auch nur dort mächtig.

Die Angst kommt beim Autofahren. In der Erwartung, einen Unfall zu bauen oder an einem beteiligt zu sein. In unnatürlicher Position zu liegen oder jemanden dorthin gestoßen zu haben, dass er reglos und verkrümmt auf dem Asphalt liegt oder halb unter dem Wagen. So habe ich es jedenfalls mal in Marseille gesehen. Oft habe ich davon geträumt, dass ich fahre und nicht mehr weiß, wie ich bremsen. Oder dass die Bremse nicht mehr funktioniert. Also vermeide ich es, selbst zu fahren, und denke verzweifelt: Aber das kriegen doch alle hin. Schreie deswegen im Straßenverkehr die Kinder an, denn sie sind mein erweiterter Umriss.

Die Angst kommt also mit den Kindern. Vielleicht liegt es daran, dass ich das erste Kind verloren habe. Es ist ein Riss, der sich plötzlich auftut, wenn man dem Ultraschallbild folgt und die Ärztin erst freundlich *Dann wollen wir mal sehen* sagt, und dann länger braucht und nichts mehr

sagt und man sich noch nichts denkt dabei, denn ich hatte diese Erfahrung noch nicht gemacht, aber dann hält sie inne und formuliert Sätze. Es tue ihr leid, aber es sei kein Herzschlag mehr da. Die Sprachlosigkeit vor dem Ultraschallbild wiederholt sich noch ein paarmal, und immer sieht mein Kind vollkommen aus, ist alles da, *schon so groß*, sagt eine andere Ärztin. Die nächste sagt, *Sie wollen doch auch nicht hier sein*, bevor die Anästhesie wirkt und mir meine Antwort abreißt. Man träumt nicht, hat man mir gesagt, aber das stimmt nicht, denn im Traum bin ich am Meer langgegangen, es war ein schöner Tag ohne Wind und alles vollkommen blau und klar. Das erzählte ich beim Aufwachen sofort, weil es schön gewesen war. Danach erst begannen die Vorwürfe, die ich gegen mich selbst richtete, weil es meinem Gefühl entsprach. Was, wenn das jetzt immer so war? Was für eine Zukunft deutete sich da an? Jahrelang hatte ich dafür gesorgt, Leben zu verhindern, nun wusste ich nicht, ob ich in der Lage war, es auf die Welt zu bringen. Die Fragen verhielten sich zentrifugal und brachten mich ins Schleudern. Es setzte mit diffusen Kopfschmerzen ein, die ins MRT führten und ergaben, dass meine Schläfenstellen überdeutlich akzentuiert waren. Irgendwie vorhersehbar, dachte ich und löste diesen Knoten anders. Ich fuhr in den Wald, nahm einen Stock und schlug wie wild auf Bäume ein, es half. Andere lassen Wassermelonen platzen oder verbrennen ihre Manuskripte in der Badewanne, so ist das dann. Ich habe danach zwei Kinder gut auf die Welt gebracht, auch wenn mir während der Schwangerschaften immer die Angst im Nacken saß, ich Frühwehen hatte oder monatelang liegen musste. Es reicht, hatte ich mir damals beim Frühstück im Café gesagt, als ich wieder hemmungslos Rohmilchkäse und Wurst verschlang und damit irgendwie auch

mein Kind aufaß. Dass sich immer etwas ereignet, was die Freude nimmt, und es keine Wende zum Guten gibt, ist Blödsinn.

Die Angst kam wohl von meinem Cousin, der keine dreiunddreißig geworden ist und, kurz bevor ich schwanger wurde, an dem Tumor starb, den Wolfgang Herrndorf publik machte, bevor er sich ihm entzog. Daher wusste ich, noch während es Herrndorf geschah, wie es bei meinem Cousin zu Ende gegangen war, nämlich chancenlos. Ich wusste vorher schon, wie es zu Ende gehen würde, ich trug die Zukunft als Vorwissen mit, und sie fühlte sich grässlich an. Natürlich gab es Operationen und Chemo und all das, was den Körper zu Veränderungen einlud. Immerhin wurde er vom besten Gehirnochirurgen Hamburgs operiert, sodass er danach weiterhin beisammen und ihm kein einziges Hirnareal verloren gegangen war. Sogar etwas dazubekommen hatte er, etwas, das nur er sehen konnte, ein Mädchen, das im Krankenzimmer immer den Boden wischte, und eine alte Frau, die nicht von der Toilette kam, aber was kann man schon tun, wenn der Tumor nachwächst und sich wie ein Myzel mit dem Stammhirn verbindet und von dort aus als böses Zentrum seine Bilder sendet. *Ich verrecke*, röchelte mein Cousin, als ich ihn im Hospiz besuchte und die Ärzte ihm den Kiefer wieder einrenkten, *der Tod ist so ein Arschloch*. Danach haben wir noch, sooft es ging, telefoniert, obwohl es von seiner Seite nur noch Schlucken war, während ich vielmehr mit seinem Mann sprach und beiden sagte, dass wir jetzt eine Bande seien, denn dass er weiterhin alles hören konnte, war ganz klar. Er wollte einen blauen Sarg mit goldenen Streifen, er hat alles bekommen, was er für sein Ende brauchte, sogar eine Hose riss auf seiner Beerdigung. Nur

ging er nicht friedlich, und für uns Hinterbliebene ist die Gewalt, mit der das Ende seinen Lauf nahm, für immer.

Die Angst kam ganz plötzlich von meinem Stiefvater. Sie sprang mich an dem Tag an, als meine Mutter mich anrief und bat, so schnell wie möglich nach Berlin zu kommen. Sie ließ mich zu Boden gehen, bevor ich in die S-Bahn stieg. Bevor ich in den ICE stieg. Bevor ich in Berlin ausstieg. Bevor ich ins Taxi stieg und zur Charité fuhr. Bevor ich ausstieg und ins nächste Taxi stieg, weil es doch das Virchow war. Bevor ich aus dem Taxi stieg und schlafwandlerisch sicher bis zur entsprechenden Station ging. Bevor ich vor der Tür zur Intensivstation stand und sie vor mir zurückwich. Bevor ich durch die Flure glitt wie durch Wasser. Bevor ich ankam, und da lag er dann. Er war mit dem Fahrrad abends unterwegs gewesen, als ihn beim Überqueren einer Straße ein Auto auf die Motorhaube nahm und meterweit durch die Luft schleuderte, bis er mit dem Kopf auf den Asphalt schlug. Seinem Rad sah man die Wucht des Aufpralls an, der Rahmen war verbogen, ebenso waren die Frontscheibe des Wagens zersplittert und die Dachvorderkante eingedellt.

Normalerweise lässt man einen doch nicht so ohne Weiteres auf die Intensivstation, denke ich, als ich vor der Tür stehe und klinge, aber man lässt mich sofort dorthin, wo meine Mutter schon ist. Man lässt uns dort sein, so, wie wir sind, und wir entscheiden auch, wann wir gehen, obwohl noch einige mehr dort liegen. Als gehörte man dazu. Als arbeitete man mit. Sofort hatten wir das EKG geortet und verfolgten es mit unseren Blicken. Bei jeder Veränderung griff meine Mutter nach seiner Hand und stand dabei auf. Man sah ihm nichts an, er war gesäubert worden. Nur die